

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 46

Artikel: Die arme Baronin [Fortsetzung]
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er wieder: „25 Jahre, ein braves Weib, die schönsten Aussichten und alles das vorbei!“ — Dann erbarmt sich der Tod über ihn und sein übervolles Herz hört auf zu schlagen.

Als Jüngling erntete der Dichter seine poetischen Triumphe, als Jüngling wurde er von der Erde genommen. Ueber allem, was er uns gegeben, ruht ein Schimmer ewiger Jugend, göttlicher Sorglosigkeit. Seiner lebenswürdigen Kunst vermögen ihre mancherlei Mängel keinen wesentlichen Abbruch zu tun: sind es doch die natürlichen und deshalb verzeihlichen Schwächen des jugendlichen Alters. So ist Wilhelm Hauff wie kein zweiter dazu geeignet, der heranwachsenden Jugend frühesten Führer zu den Herrlichkeiten deutscher Poesie zu sein. H. Rikli.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller. (Fortsetzung.)

Brandolf wunderte sich nur, ob der Mieter für sein teures Geld eigentlich zum Hüter der Herrlichkeit bestellt sei und ihm ehestens ein Reinigungswerkzeug mit Staublappen und Flederwisch anvertraut werde? Denn wenn jemand anders die Arbeit besorgte, so mußte ja fast den ganzen Tag dieser Jemand sich in den Zimmern aufhalten. Es ist aber schon jetzt zu sagen, daß keines von beiden der Fall war; alles wurde in Abwesenheit des Mietmannes getan, wie von einem unsichtbaren Geiste, und selbst die Glas- und Porzellanfachen standen immer so unverrückt an ihrer Stelle, wie wenn sie keine Menschenhand berührt hätte, und doch war weder ein Staübchen noch ein trüber Hauch daran zu erspüren.

Nunmehr begann Brandolf aufmerksam die bösen Taten und Gewohnheiten der Wirtin zu erwarten, um den Krieg der Menschlichkeit dagegen zu eröffnen. Allein sein altes Mißgeschick schien auch hier wieder zu walten; der Feind hielt sich zurück und witterte offenbar die Stärke des neuen Gegners. Leider vermochte ihn Brandolf nicht mit dem Tabaksrauche aus der Höhle hervorzuloden; denn er rauchte nicht, und als er zum besonderen Zwecke ein kleines Tabakspfeifchen, wie es die Maurer bei der Arbeit gebrauchen, nebst etwas schlechtem Tabak nach Hause brachte und anzündete, um die Baronin zu reizen, da mußte er es nach den ersten Zügen aus dem Fenster werfen, so übel bekam ihm der Spaß. Teppiche und Polster zu beschmutzen ging auch nicht an, da er das nicht gewöhnt war; so blieb ihm vorderhand nichts übrig, als die Fenster aufzusperren und einen Durchzug zu veranstalten. Dazu zog er eine Flanelljacke an, setzte eine schwarzseidene Zipfelmütze auf und legte sich so breit unter das Fenster als möglich. Es dauerte richtig nicht lange, so trat die Freiin von Lohausen unter die offene Tür, rief ihren Mietmann wegen des Straßengeräusches mit etwas erhöhter Stimme an, und als er sich umschaute, deutete sie auf eine große Kossfliege, die im Zimmer herumswirrte. Es sei in der Nachbarschaft ein Pferde Stall, bemerkte sie kurz. Sogleich nahm er selbst die Zipfelmütze vom Kopf, jagte die Fliege aus dem Zimmer und schloß die Fenster. Dann setzte er die Mütze wieder auf, zog sie aber gleich abermals herunter, da die Dame noch im Zimmer stand und ihn, wie es schien, statt mit Enttäuschung, eher mit einem schwachen Wohlgefallen in seinem Aufzuge betrachtete.

Zunächst wußte Brandolf nichts weiter anzufangen; er hüllte sich in seinen schönen Schlafrock, tat Sade und Zipfelmütze wieder an ihren Ort und nahm Platz auf einem der Diwans. Dort gewahrte er ein Klingelband von grünen und goldenen Glasperlen und zog mit Macht daran. Wie ein Wettermännchen erschien die Baronin auf der Schwelle, immer in ihrem grauen Schattenhabit mit dem kapuzenähnlichen Kopftuche. Brandolf wünschte seinem Schneider, der viele Straßen weit wohnte, eine Botschaft zu senden. Die Baronin erröthete; sie mußte selbst gehen, denn sie hatte sonst niemanden. Ob es so dringlich sei oder bis Nachmittag Zeit habe, fragte sie nach einem minutenlangen Besinnen.

Allerdings sei es dringlich, meinte Brandolf, es müsse ein Knopf an den Rock genäht werden, den er gerade heute tragen wolle. Sie sah ihn halb an und war im Begriff, die Tür zuzuschlagen, drehte sich aber nochmals und fragte, ob sie den Knopf nicht ansehen könne? „Ohne Zweifel, wenn Sie wollten die Güte haben“, sagte Brandolf, „er hängt noch an einem Faden; das darf ich Ihnen nicht zumuten!“

„Aber eine halbe Stunde weit zu laufen?“ erwiderte sie und ging ein kleines altes Nähtörbchen zu holen, in welchem ein Nadelkissen und einige Knäulchen Zwirn lagen. Brandolf brachte den Rock herbei, und die vornehme Wirtin nähte mit spitzen Fingern den Knopf fest. Da sie mit der Arbeit ein wenig ins hellere Licht stehen mußte, sah Brandolf zum ersten Male etwas deutlicher einen Teil ihres Gesichts, ein rundlich feines Kinn, einen kleinen, aber streng geformten Mund, darüber eine etwas spitze Nase; die tief auf die Arbeit gesenkten Augen verloren sich schon im Schatten des Kopftuches. Was aber sichtbar blieb, war von einer fast durchsichtigen weißen Farbe und mahnte an einen Nonnentopf in einem altdeutschen Bilde, zu welchem eine etwas gesalzene und zugleich kummerngewohnte Frau als Vorbild diente.

Für den ersten Tag war Brandolf nun zu Ende, und so vergingen auch mehrere Wochen, ohne daß sich etwas ereignete, das ihm zum Einschreiten Ursache gegeben hätte. Er mußte sich also aufs Abwarten, Beobachten und Erraten des Geheimnisses beschränken; denn ein solches war offenbar vorhanden, obgleich die Frau hinsichtlich ihrer Bosartigkeit verlästert wurde. Da fiel ihm nun zunächst auf, daß der Teil der Wohnung, wo sie hauste, immer unzugänglich und verschlossen blieb; es war auch nichts weiter als eine Küche, ein einsenstriges schmales Zimmer und ein kleines Kämmerchen. Dort mußte sie Tag und Nacht mutterseelenallein verweilen, da außer einem Bäderjungen man niemals einen Menschen zu ihr kommen hörte. Ein einziges Mal konnte Brandolf einen Blick in die Küche werfen, welche mit sauberem Geräte ausgestattet schien; aber kein Zeichen befundete, daß dort gefeuert und gekocht wurde. Nie hörte er einen Ton des Schmorens oder ein Bräseln des Holzes, oder ein Hacken von Fleisch und Gemüse, oder den Gesang von gebratenen Würsten, oder auch nur von armen Rittern, die in der heißen Butter lagen. Von was nährte sich denn die Frau? Hier begann dem neugierigen Mietmann ein Licht aufzugehen: wahrscheinlich von gar nichts! Sie wird Hunger leiden — was brauch' ich so lange nach der Quelle ihres Verdrusses zu forschen! Ein Stück Elend, eine arme Baronin, die allein in der Welt steht, wer weiß durch welches Schicksal!

Er genoß im Hause nichts als jeden Morgen einen Milchkaffee mit ein paar frischen Semmeln, von denen er jedoch meistens die eine liegen ließ. Da glaubte er denn eines Tages zu bemerken; daß Frau Hedwig von Lohausen, als sie das Geschirr wegholte, mit einer unbewachten Gier im Auge auf den Teller blickte, ob eine Semmel übrig sei, und mit einer unbezähmbaren Hast davoneilte. Das Auge hatte förmlich geleuchtet wie ein Sterngefunkel. Brandolf mußte sich an ein Fenster stellen, um seiner Gedanken Herr zu werden. Was ist der Mensch, sagte er sich, was sind Mann und Frau! Mit glühenden Augen müssen sie nach Nahrung lechzen, gleich den Tieren der Wildnis!

Er hatte diesen Blick noch nie gesehen. Aber was für ein schönes glänzendes Auge war es bei alledem gewesen!

Mit einer gewissen Grausamkeit setzte er nun seine Beobachtung fort; er steckte das eine Mal die übrigbleibende Semmel in die Tasche und nahm sie mit fort, das andere Mal ließ er ein halbes Brötchen liegen, und das dritte Mal alle beide, und stets glaubte er an dem Auf- und Niederschlagen der Augen, an dem rascheren oder langsameren Gang die nämliche Wirkung wahrzunehmen und überzeugte sich endlich, daß die arme Frau kaum viel anderes genoß, als was von seinem Frühstück übrig blieb, ein paar Schälchen Milch und eine halbe oder ganze Semmel. (Fortsetzung folgt.)